

Ayala Goldmann

SCHABBATKIND

Geschichten meiner Familie

Mit einem Vorwort von Josef Schuster

HENTRICH
& HENTRICH

INHALT

Vorwort <i>Josef Schuster</i>	7
Nichts Schlechtes über die Deutschen	11
Berlin	23
Suche in Warschau	45
Neve Shaanan	75
Hamburg	109
Ulm	121
Oświęcim	149
Erbschaften	165
<i>Entschädigung</i>	165
<i>Konto</i>	166
<i>Bar Mizwa</i>	170
Nächstes Jahr in Triest	175

NICHTS SCHLECHTES ÜBER DIE DEUTSCHEN

Am 20. April wird mein Vater in ein katholisches Pflegeheim gebracht. „Durchschnittliche Verweildauer: ein halbes Jahr“, sagt der Heimleiter. Mein Vater sagt: „Es ist langweilig hier.“ Mitleidig deutet er auf eine schlafende Frau im Rollstuhl und erklärt mir: „Die meisten Bewohner sind leider dement.“ Dann schläft er wieder ein, zermürbt von Krankheit und Schmerzen. Trotzdem sieht er in allem das Gute: „Es ist eines der besten Heime in der Region“, preist er sein neues Zuhause, das Ulmer *Annastift*. „Es gibt hier keine Ausländerfeinde. Und das Essen ist fantastisch“, befindet er und bietet mir großzügig die Hälfte von seinem Schinkenbrot an.

Mein Vater hat sich nie für das Jenseits interessiert. Er will auf dem jüdischen Friedhof beerdigt werden – über Details hat er nicht mit uns gesprochen. In der Lobby des Pflegeheims treffen wir einen Bekannten. Auch er besucht seinen Vater; seine Mutter ist schon vor einiger Zeit gestor-

ben. Angesichts der Endlichkeit genieße er sein Leben nun viel bewusster, behauptet der Sohn. Am nächsten Wochenende will er bei einem Workshop einen Sarg für sich selbst tischlern. „Darauf freue ich mich. Total. Es ist auch viel billiger. Wenn man ihn kauft, kostet ein Sarg 2.000 Euro“, sagt er. „Da kommen wir Juden besser weg“, sage ich, „in Israel beerdigt man ohne Sarg.“ Mein Vater sitzt neben uns im Rollstuhl und lacht. Begräbnisse konnte er nicht aushalten, und ich habe mich nie getraut, ihn zu fragen, ob ich *Kaddisch* für ihn sagen soll.

Er erzählt mir im Pflegeheim von seiner Mutter. Sie brachte neun Kinder zur Welt. Sieben überlebten, mit 45 erlitt sie den ersten Schlaganfall, ihre Zuckerwerte entgleisten, ein Zeh wurde amputiert, mit 61 starb sie an den Folgen ihres Diabetes. „Wir Kinder haben die Nadeln ausgekocht“, erinnert sich mein Vater an die Behandlung seiner Mutter, „es gab keine Einwegspritzen und keine Pflegeversicherung.“

Ich frage ihn nach Familiengeschichten: seine Kindheit in Berlin, die Überfahrt von Triest nach Palästina, die Ankunft in Haifa an Rosch Haschana 1938. Und ich frage nach der Zeitung, die er in Israel im Auftrag seiner Eltern lesen musste. Sie sprachen kaum Hebräisch, und mein Vater hatte die Aufgabe, in dem Blatt Verwandte zu suchen, die nach dem Krieg in Europa vermisst wurden.

Als Zwölfjähriger entdeckte mein Vater den Namen seiner Tante Sonia aus Warschau. Aber die Zeitung hatte sich geirrt. Niemand hat Sonia je wiedergesehen. Mein Vater hasste es, nach verschwundenen Tanten zu suchen. Und die Verwechslung gab ihm einen weiteren Grund, Gott den Rücken zu kehren.

Manchmal ist mein Vater deprimiert und sagt Sachen wie: „Wir haben euch nicht richtig auf das Leben vorbereitet. Ihr wisst nicht, was auf euch zukommt.“ Dann schläft er wieder ein. Wenn er aufwacht, fragt er: „Wie geht es dir?“ Erzähle ich von meinen kleinen Alltagsorgen, sagt er: „Nimm das doch nicht so ernst. Lach einfach darüber.“

In seinem Arbeitszimmer, das er nicht mehr nutzt, habe ich Passfotos gefunden. Eins davon habe ich eingesteckt. Ich habe die gleiche Augenfarbe und den gleichen Augenschnitt wie er. Wenn ich es schaffe, die Welt so zu sehen wie mein Vater, habe ich viel gewonnen.

„Donald Trump hat das Klimaabkommen gekündigt“, erzähle ich ihm ein paar Tage später. „Das ist ein Idiot“, sagt mein Vater. „Den muss man nicht ernst nehmen. Ich verspreche dir, in zwei Jahren ist der weg vom Fenster. Haben sie schon mal gemacht, die Amerikaner. Wie hieß nochmal dieser Präsident? Nixon?“

An einem heißen Julitag, als ich wieder in Ulm bin, sitzt mein Vater im Pflegeheim am Esstisch und sortiert Papiertaschentücher nach einem System, das nur er versteht. Ein Gespräch ist kaum noch möglich. Um mich abzulenken, fahre ich mit der Straßenbahn in die Friedrichsau. In diesem Park gibt es jeden Sommer ein Volksfest. Riesenrad, Geisterbahn, Karussells, Zuckerwatte, gebrannte Mandeln: Als wir Kinder waren, hat mein Vater uns alles spendiert. Es gab nie eine Obergrenze, wieviel wir ausgeben durften. Jetzt, die Tüte mit den gebrannten Mandeln in der Hand wie damals, fallen mir hebräische Verse ein. Vom *Luna-Park* schrieb der israelische Dichter Jehuda Amichai in einem Liebesgedicht, das ich als Studentin an der Hebräischen Universität in Jerusalem gelesen habe: „Mein Mädchen,

wieder geht ein Sommer zu Ende, und mein Vater kommt nicht zum Volksfest.“ Ich fahre alleine Riesenrad und schaue in der Dämmerung von oben herunter auf die Stadt, in der ich aufgewachsen bin.

Es wird Herbst. Die sechs Monate, von denen der Heimleiter gesprochen hatte, sind fast vorbei. An einem Samstag im Oktober schiebe ich meinen Vater im Rollstuhl über den Münsterplatz. „Nette Gegend“, sagt mein Vater. „Das ist Ulm“, muss ich ihm erklären. „Hier waren wir als Kinder mit dir einkaufen. Samstags, auf dem Wochenmarkt. Erinnerst du dich nicht?“ Mein Vater zuckt mit den Schultern. Ich bugsiere den Rollstuhl in das Café im Erdgeschoss des Stadthauses. Es ist das letzte Mal, das wir zusammen unterwegs sind. Ich bestelle Kaffee, er freut sich über die Abwechslung vom Pflegeheim, trinkt aber kaum etwas und schläft wieder ein. Ich bin schockiert. Wie kann es sein, dass der Professor für Transfusionsmedizin, der 1985 den Ulmer Wissenschaftspreis erhielt – am Schwörmontag, an dem jedes Jahr das große Volksfest in der Friedrichsau beginnt – den Münsterplatz nicht wiedererkennt?

Mein Vater, der als Fremder gekommen ist: 1972 trat er seine erste Stelle an der neu gegründeten Universität Ulm an. Weil er die schwäbische Stadt für winzig hielt, buchte er, um eine Wohnung für uns zu suchen, ein Hotel in Stuttgart. Die Schwaben verstand er überhaupt nicht: „In Ulm leben 90 Prozent Ausländer“, erzählte er meiner Mutter, frustriert von den Telefonaten mit Hausbesitzern, aus deren Dialekt er nicht einmal die Höhe der geforderten Miete richtig heraushören konnte.

Im November gehe ich wieder am Stadthaus vor dem Münsterplatz vorbei. Ich fühle mich wie eingefroren. Mir

fällt Schuberts Winterreise ein, die mein früherer Deutschlehrer zitiert hat, als ich ihm einmal lange nach meinem Abitur in diesem Café begegnete. Erst als mein Vater beleidigt ist, kommen mir die Zeilen wieder in den Sinn, und dann die Tränen: „Fremd bin ich eingezogen / Fremd zieh ich wieder aus.“

Bei unserem letzten Gespräch saß er zusammengesunken im Rollstuhl. Seine Hände lagen auf dem Tisch, vor ihm ein Glas Cola Light, ein Becher Kaffee, ein Kuchenteller und der kleine Medikamentenbecher aus Plastik mit den Schmerztabletten. Nichts davon rührte mein Vater an. Er wollte nicht mehr essen und trinken, sprach kaum noch ein Wort. Doch an diesem Tag bekam ich einen sehr unerwarteten Satz von ihm zu hören. Es war eine Feststellung. „Wir können nichts Schlechtes über die Deutschen sagen!“

„Findest du?“, fragte ich. Ich verstand nicht, was er meinte. Mein Vater zeigte auf den Tisch mit all den Dingen, die dort für ihn bereitstanden und die er seit Tagen ignorierte – er, der Kuchen sonst nie widerstehen konnte.

Mit Mitte 40 war sein Diabetes festgestellt worden. Seitdem absolvierte er Diäten, hielt ein paar Jahre durch und nahm wieder zu. Als er älter wurde, behauptete er, Diabetiker dürften Torte essen, wenn sie entsprechende Mengen Insulin spritzten. Seine behandelnden Ärzte waren nicht immer seiner Meinung. Einige Male wurde sein Blutzuckerspiegel im Krankenhaus eingestellt. Wenn ihm dort Schwarzbrot mit Margarine vorgesetzt wurde, bekam er schlechte Laune. „Das kann man nicht essen“, sagte er wütend. Einmal

erklärte er mir zu Hause in der Küche, das Einzige, was ihm wirklich helfen könne, sei eine Selbstschussanlage an der Kühlschrantür.

„Schau, wie sie uns versorgen!“, sagte mein Vater zehn Tage vor seinem Tod im Pflegeheim und deutete auf die Ansammlung von Gläsern und Tellern um ihn herum. „Was sie uns alles geben! Wir haben genug zu essen und zu trinken. Wir haben genug zum Anziehen. Und die Versicherungen in diesem Land funktionieren.“ Und dann wieder dieser Satz: „Wir können nichts Schlechtes über die Deutschen sagen!“

Ich weiß nicht, woran mein Vater in diesem Moment dachte. An den Herbst 1959, als er aus Israel zum Studium nach Hamburg kam, gekleidet in einen zu kurzen Mantel und frierend, weil es regnete? („Ich wäre am liebsten wieder zurückgefahren“, sagte er später.) Dachte er an den Krieg? An seine Tante Sonia in Warschau? Wollte er seine Entscheidung rechtfertigen, nach Deutschland gekommen und geblieben zu sein, seine Entscheidung für eine deutsche Frau? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass er das Leben liebte, überall, wohin er kam. Fast bis zuletzt.

Am 28. November 2017 ist mein Vater gestorben. Meine Schwester war bei ihm. Am nächsten Tag fahre auch ich wieder nach Ulm. In meinen Rucksack packe ich zwei Kilo Linsen, weil ich im Netz gelesen habe, dass Juden während der *Schiwa* Linsengerichte essen. Als ich im Zug sitze, kommt ein Anruf aus Ulm. Es gibt ein Problem: In der Trauerhalle hängt ein Kreuz. Die Feier muss draußen statt-

finden, ein jüdischer Kantor kann in dieser Halle nicht amtieren. „Es soll schneien. Die Trauergäste können nicht in der Kälte stehen. Wir ignorieren das Kreuz und schauen in die andere Ecke“, schlage ich vor. Die Antwort aus Ulm: „Kommt überhaupt nicht infrage.“ Eine halbe Stunde später der nächste Anruf. Wir haben Glück. Das Kreuz ist nicht festgeschraubt. Für unsere Trauerfeier kann es von der Wand genommen werden.

In Ulm angekommen koche ich so viel Linsensuppe, dass wir die Reste später auf den Kompost werfen werden. Am nächsten Morgen, weniger als 48 Stunden nach seinem Tod, wird mein Vater begraben. Am Abend vor der Beerdigung überfliege ich die Gebete. Vor meinen Augen verschwimmen die hebräischen Buchstaben, sie sehen alle gleich aus. „Erhoben und geheiligt werde Sein großer Name auf der Welt, die nach Seinem Willen von Ihm erschaffen wurde. Sein Reich erstehe in eurem Leben in euren Tagen und im Leben des ganzen Hauses Israel.“ *Kaddisch* für einen Atheisten? Mein Vater hat das Trauergebet für seinen Vater verweigert, als mein Großvater 1957 in Israel starb. Meine Großmutter war enttäuscht von ihrem jüngsten Sohn. Aber mein Vater, 21 Jahre alt, Sozialist und Kibbuznik, handelte nicht aus Missachtung seiner Eltern, sondern aus Prinzip. „Wenn du nicht glaubst, dann glaubst du nicht“, war sein Credo.

Und ich, wo stehe ich? Allein der Text des *Kaddischs* bereitet mir Probleme. Warum sollte ich Gott in höchsten Tönen loben, ausgerechnet nach einem Todesfall? Darf ein Mensch, der keine religiöse Ader hat, überhaupt *Kaddisch* sagen? Was würde Gott darüber denken, falls es ihn gibt? Was würde mein Vater sagen? Ich könnte mir die Lesart der

Orthodoxie zu eigen machen, dann bin ich still bei der Beerdigung: Der älteste Sohn des Verstorbenen spricht das Gebet am Grab. Aber mein Vater hat keinen *Kaddischsager*, keinen Sohn. Wer soll für ihn das Gebet sprechen, mein Cousin aus Israel? Mein Vater hat nichts festgelegt.

Bei der Beerdigung schneit es tatsächlich. Ich fühle wenig. Alles ist wie im Nebel. In Trauerhalle II, jetzt ohne Kreuz, singt der Kantor das *El Male Rachamim*. In einem weiteren hebräischen Gebet, das ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben bewusst höre, bitten wir den Verstorbenen um Verzeihung für den Fall, dass wir ihn je beleidigt haben. Der SPD-Mann Ivo Gönner, ehemaliger Oberbürgermeister und Parteifreund meines Vaters, und sein früherer Kollege Carlheinz Müller, Leiter des Zentralen Knochenmarkspender-Registers Deutschland in Ulm, halten Reden. Auch der Gemeinderabbiner gibt dem Toten die Ehre: Er hat den Minjan, das Quorum aus zehn Männern, organisiert. Der orthodoxe Jude schätzte den Ungläubigen, die beiden Israelis mochten sich, obwohl sich mein Vater trotz hartnäckiger Einladungen des Rabbiners nie an einem Minjan in der Ulmer Synagoge beteiligt hat.

Wir laufen auf dem verschneiten Weg zum jüdischen Teil des Friedhofs. Wir stehen am offenen Grab. Ich sehe meinen Cousin an, dann die Minjan-Männer, ältere Russen. Ich fühle mich wie in einem Film. In diesem Moment weiß ich: Ich bin keine Zuschauerin; es ist mir auferlegt, mitzuspielen. Mein Vater legte keinen Wert auf Gebete, aber er war stolz auf seine Töchter. „Ihr seid tolle Frauen“, hat er

gesagt, „ihr habt Berufe, ihr könnt eure Kinder ernähren.“ Der Zettel mit den hebräischen Texten ist verschwunden, meine Manteltasche ist leer. Trotzdem sage ich das *Kaddisch* wie meine Familie, als ob sich die Frage nie gestellt hätte. Es hat nicht aufgehört zu schneien. Und die Minjan-Männer antworten nicht mir, sondern meinem Cousin, als sie die vorgeschriebenen Worte einwerfen: „Sein großer Name sei gepriesen in Ewigkeit und Ewigkeit der Ewigkeiten“, „Gelobt sei Er!“ und „Amen!“

Wir werfen Erde in die Grube und legen Steine an den Rand. Dann brechen wir auf. Meine Mutter hat einen Imbiss im Stadthaus organisiert, im ersten Stock über dem Café am Münsterplatz, in dem ich zuletzt zusammen mit meinem Vater saß. Viele Freunde, Verwandte und Bekannte sind gekommen. Ein Nachbar wird später sagen: „Es war die beste Beerdigung, auf der ich je war!“ Wenige Wochen danach nehme ich ein Wort aus der Grabrede des Kollegen meines Vaters auf, um es mit diesem Buch fortzuschreiben.

Shraga Goldmann wurde am 21. Dezember 1935 als Kind jüdischer Eltern in Berlin geboren. Ein Blick in den Kalender zeigt, dass dies ein Samstag war. Nichts Besonderes also – auf den ersten Blick. Da aber der Samstag, der Schabbat, der jüdische Wochenfeiertag ist, ist Shraga dem deutschen Verständnis nach so gut wie ein Sonntagskind.

Carlheinz Müller bezeichnete meinen Vater als „jüdisches Sonntagskind“. Ich nenne ihn *Schabbatkind*, obwohl er auch ein Chanukkakind war. Aber ein Buch hat nur einen Titel. Und dieses Buch ist mein *Kaddisch* für meinen Vater.

Zwölf Tage nach der Beerdigung ist Chanukka. Mein Vater fehlt. Ich zünde die Kerzen in unserer Küche in Berlin an und vermisse seine respektlosen Witze über unsere Volkshelden, die glorreichen Makkabäer, und die drei Segensprüche, die er gerne parodierte. Als Kind habe ich ihn dafür gehasst; ich wollte nicht, dass er das Fest lächerlich macht. Später habe ich verstanden, warum er nicht glauben konnte, dass Gott den Guten hilft. Ich denke daran, wie er mich beim *Schehechijanu* angelächelt hat, dem Segen: „Gelobt seist du, Ewiger, der Du uns zum Leben gebracht und diese Zeit hast erreichen lassen“ – nicht, weil er Gott loben wollte, sondern weil er sich freute, dass ich, seine Tochter, am Leben bin.

Chanukkalieder kannte ich auswendig, schon lange, bevor ich Hebräisch lernte: Als Kinder haben wir – und das nicht nur zu Chanukka – immer wieder die Schallplatte der israelischen Sängerin Ilanit abgespielt, von *Maos Zur* bis zum Lied vom Onkel, der seinem Neffen einen Bleikreisel schenkte. Fast 37 Jahre nach Aufnahme der Platte wurde eine Operation der israelischen Armee in Gaza nach einer Zeile des Liedes benannt: *Oferet jezuka* („Gegossenes Blei“). Wenn ich den Song heute höre, denke ich an diesen Krieg und die Herrschaft der Hamas statt an den Kampf der Makkabäer. Ich habe Ilanits Platte aufbewahrt, das Vinyl hat Kratzer, aber die Lieder klingen immer noch wie 1972.

Chanukka, das Lichterfest. Nach dem jüdischen Kalender wurde mein Vater am Tag der zweiten Chanukkakerze geboren. Seine Mutter nannte ihn „zweites Lichte“. Er war tatkräftiger und zielstrebigter als ich; er hat es mir nie vorgeworfen. Vielleicht, weil auch er weniger helle Seiten hatte,

die nur wir kannten, seine Familie; er konnte sentimental und jähzornig sein. Er hat sich immer gewünscht, ich möge über ihn schreiben, seine Forschung, sein Lebenswerk. Ich habe ihm seine Bitte einige Male abgeschlagen mit der Begründung, dass eine Journalistin nicht objektiv über ihren Vater berichten kann. Ich weiß genau, dass ich ihn nie überzeugt habe.

Jetzt setze ich mich an den Computer und versuche einen Anfang. Von diesem Licht, das uns alle gewärmt hat, beginne ich zu schreiben, noch bevor die *Schloschim* vollendet sind, die 30 Tage der Trauer nach der Beerdigung meines Vaters auf dem jüdischen Feld des Ulmer Friedhofs. Aber über meinen Vater kann ich nicht schreiben, ohne von meinen Großeltern zu erzählen. Von meiner Großmutter Judith Goldmann, geborene Agajster, die Ides genannt wurde, und meinem Großvater Mordechai Goldmann, genannt Mottel. Beide habe ich nie kennengelernt. Ich habe nur Schwarzweißfotos von ihnen gesehen und die Geschichten meiner Familie über Ides und Mottel gehört.